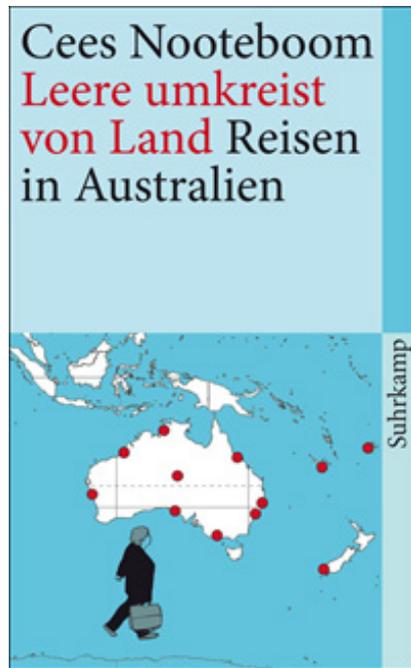


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Nooteboom, Cees  
**Leere umkreist von Land**

Reisen in Australien

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. Herausgegeben von Susanne Schaber

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 3993  
978-3-518-45993-5

suhrkamp taschenbuch 3993

»Eines Tages«, hat Cees Nooteboom einmal erzählt, »habe ich meinen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen, mich an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt. Und ich bin eigentlich nie mehr zurückgekehrt.« Seit dieser ersten Reise ist der große niederländische Autor unterwegs, ist zu jenem Reiseschriftsteller mit überwältigendem Werk geworden, den wir heute kennen.

Der vorliegende Band bietet eine Auswahl seiner besten, zum Teil erstmals veröffentlichten Reisegeschichten aus Australien. Ein Meister der Nebenrouten, ein Spezialist für die unsichtbaren Gärten jenseits der hohen Mauern, ein Kenner der Räume, die hinter fest verschlossenen Türen warten – Cees Nooteboom führt mit Leidenschaft und Brillanz, sachkundig, leichtfüßig und selbstironisch durch Landschaften und Städte eines Kontinents.

Cees Nooteboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Seine *Gesammelten Werke* liegen im Suhrkamp Verlag vor. Im Suhrkamp taschenbuch erschienen zuletzt neben *Leere umkreist von Land* die Bände *Eine Karte so groß wie der Kontinent. Reisen in Europa* (st 3994), *Auf der anderen Wange der Erde. Reisen in den Amerikas* (st 3995), *In der langsamsten Uhr der Welt. Reisen in Afrika* (st 3996) und *Geflüster auf Seide gemalt. Reisen in Asien* (st 3997).

Cees Nooteboom  
Leere umkreist von Land

*Reisen in Australien*

Aus dem Niederländischen von  
Helga van Beuningen

Herausgegeben von  
Susanne Schaber

Suhrkamp

Umschlagillustration: Jan Vanriet

suhrkamp taschenbuch 3993

Originalausgabe

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45993-5

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Leere umkreist von Land



## Im Zeichen des Orion

Ich weiß nicht, ob jeder ein Lieblingssternbild hat, ich jedenfalls habe eines. Es ist Orion, der blinde Jäger. Im Sommer, in Spanien, wenn ich in diesen eigentümlichen, leeren Stunden vor Tagesanbruch wach werde, gehe ich oft in den Garten, um nachzuschauen, ob er schon da ist. Sehr still ist es dann auf der Insel, auf der ich wohne. Ich bilde mir ein, in der Ferne das Meer zu hören, doch dahinter ist noch ein anderes Geräusch, das der Weltenuhr. Dafür braucht es sehr scharfe Ohren, doch ich glaube es zu hören, dieses langsame Kreisen der Welt und das leise Knarren des Sternengewölbes darüber. Häufig ist der Himmel unbewölkt, und wenn es die richtige Stunde ist, erscheint der Jäger zu seinem ewigen Stelldichein mit Sirius, seinem Hund. Ich sehe seine mächtigen Schultern, sein Schwert, die drei Diamanten in seinem Gürtel. Er ist da, wird immer da sein, auf dem Weg zur aufgehenden Sonne, die jetzt noch verborgen ist. Einst von König Oinopion geblendet, war ihm vom Orakel gesagt worden, er müsse nach Osten gehen. Auf seiner Schulter trug er einen jungen Mann aus der Schmiede des Hephaistos, der ihm den Weg bis zu dem Punkt weisen sollte, an dem der Sonnengott Helios ihm das Augenlicht wiedergeben sollte. Doch Artemis tötet ihn, den Jäger, mit ihren Pfeilen und

verwandelt ihn in ein Sternbild, einen Jäger, bestehend aus Sternen, den Mann, den ich überall auf der Welt als erstes suche, wenn ich zum nächtlichen Himmel hinaufblicke.

Poussin hat ihn einmal gemalt. Jung ist er da, kräftig, ein Riese. Mit riesenlangen, federnden Schritten schreitet er durch eine romantische, bergige Landschaft, auf dem Weg zum leuchtenden Ozean. Auf seinen Schultern eine lebende Puppe, sein Führer. In den Wolken die göttliche Jägerin. Sie steht auf diesen Wolken, stützt sich mit dem Ellbogen auf sie, Wolken aus dem Stoff, aus dem Träume gemacht werden, Materie, auf der eine Göttin gehen kann. Die Menschen in der Landschaft sind klein, wie es sich gehört unter lebenden Sternen. Die Bäume sind wild, weit ausladend, grün, Licht glänzt auf dem kupfernen Pfeilköcher des Jägers. Unbeirrbar, als wäre er nicht blind, setzt er seinen Weg fort, und das tut er immer.

Auch jetzt, doch was für ein Jetzt ist dies? In seinem Leben gibt es keinen Zufall mehr, in meinem dagegen wohl, und dies ist einer davon, einer meiner zufälligen Jetzt-Momente, ein Morgen im September, zur fünften Stunde. Ich bin lange geflogen, das Dunkel unter mir muß Australien sein, ich suche meinen Orion, habe jedoch lediglich mein kleines Flugzeugfenster, das durch die verdunstete Eiskälte der unwirtlichen Oberwelt wie beschlagen aussieht. Und dennoch sehe ich ihn, allerdings ist etwas Merkwür-

diges mit ihm geschehen, etwas, das ich hätte wissen müssen: Ich sehe ihn verkehrt herum, da ich am unteren Ende der Welt hänge und mein eigener Antipode geworden bin. Ich müßte mich um meine horizontale Achse drehen, um ihn sehen zu können, wie er sich mir sonst immer zeigt. Aber das macht nichts, seine vertraute Form ist mir genug, ich weiß, er ist da. Hell strahlt er, sein Umriß eine Kette aus Karfunkeln. Ich weiß, er ist auch hier auf dem Weg zur Sonne, die ihm sein Augenlicht wiedergeben wird, und nicht nur ihm, sondern auch mir. Wenn unter mir Land ist, werde ich es bald sehen. Und dann sehe ich es. Zunächst noch als etwas Graues, Krustiges, ein Land aus Schatten, fast nichts zu erkennen. Dann wird es vom neuen Licht aus dem Dunkel gezogen und beginnt sich selbst zu zeichnen.

Dieser erste Anblick war unvergeßlich. Es muß irgendwo über Victoria oder New South Wales gewesen sein. Die Erde tat sich auf, und gleichzeitig verbarg sie sich, denn was ich sah, war ein Spalt in bergigem Land, eine weite, schwarzgerandete Öffnung, gefüllt mit einer weißleuchtenden Wolkendecke. Falls dort Anzeichen von Menschen zu entdecken gewesen wären, konnte ich sie nicht sehen, waren sie von diesen leuchtenden, bauschigen Nebeln verschleiert. Ein leeres Land also, wie damals vor zweihundert Jahren. Leer und nicht leer. Nicht leer, weil dort seit Urzeiten Menschen leben, die heute Aborigines genannt

werden, ein Name, den sie sich selbst nicht gegeben haben. Und trotzdem leer, weil es bis zur Ankunft der Europäer nie mehr als zweihunderttausend waren, auf einem Kontinent so groß wie Amerika.

Manchmal, für einen Moment, vermittelt einem Fliegen diese Empfindung – die Illusion des Entdeckens. Die Stunde oder die Route läßt einen glauben, das Land dort unten habe noch keiner erblickt, man sei der erste. Dieses Gefühl verschwindet erst beim Anblick des ersten kleinen Lichts, der ersten Straße, der ersten geraden Linien, den Anzeichen von Menschen in der Landschaft. Aber so hat es sich den ersten Entdeckern natürlich nicht dargestellt, weder den Aborigines vor vierzigtausend Jahren noch den furchterregenden Spätankömmlingen: Was sie von ihren niedrigen Kanus oder ihren hohen Holzschiffen aus sahen, war immer ein Umriß, eine Kontur, ein verschwommener Landstrich, eine blaue Form von Felsen oder Bergen in der Ferne, jenes Geheimnis nach einer langen Seereise: neues Land. Wird dieses Land nun entdeckt oder wollte es entdeckt werden? Und wenn das Land die Entdecker entdeckte? Man braucht schließlich nur seine Gedanken umzudrehen. Jemand denkt, daß es dort Land geben muß, und macht sich auf die Suche. Wenn er es findet, wer hat dann wen gefunden? Und dann: Das Land, das dort liegt, ist eine Gegebenheit. Die Entdecker bringen die Flüsse, die Berge, die wilden Tiere, die Wüsten nicht mit. Die

sind schon da, und durch ihre Anwesenheit zwingen sie die sogenannten Entdecker, sie zu entdecken, und nicht nur das, sie zwingen sie auch, sich anzupassen. Dieser Gedanke wird in einem wunderbaren, querköpfigen Buch von Paul Carter über die Entdeckung Australiens durchgespielt, *The Road to Botany Bay*. Ich kann mich seinem Reiz nicht entziehen. Folgt man dem Gedanken, dann stellt sich die Geschichte nicht als imperialistische Chronologie dar, nach der die neuen Bewohner sich das Land sukzessive untertan machten, sondern umgekehrt, das Land, der geographische Raum dieses Landes, zwingt die Entdecker, die durch das Land, aus dem sie ursprünglich stammen, historisch bestimmt sind, eine neue, räumliche Verbindung zu ihrer neugefundenen Welt einzugehen, die sie danach ein für allemal bestimmen wird. So war es bei den Aborigines, so ist es bei den neuen Bewohnern.

Zum Konflikt kommt es, wo die neuen Südländer das Land verändern wollen. Das haben die Aborigines nie getan. Sie haben gejagt und gesammelt, sie selbst sind das Land geworden. Sie haben nicht bestellt oder urbar gemacht, haben das Land nicht merklich angerührt. Man könnte sagen, sie haben darauf gelebt im Zyklus einer Ernte, die sich selbst stets von neuem ausgesät hat, und das Zehntausende von Jahren lang, von der Traumzeit bis zum Ende, und dieses Ende war der Anfang der anderen. Im weiteren Verlauf meiner Reise werde ich sie sehen, die Aborigines, und sie

werden mir vor allem geheimnisvoll erscheinen, unbegreiflich durch ihr Alter, das Zeichen eines unendlich weit zurückliegenden Ursprungs, das sie an sich tragen, ein Alter, neben dem man sich flüchtig und oberflächlich vorkommt. Das sind zweifellos literarische Empfindungen, doch ich kann mich ihnen nicht entziehen. Die Fotos ihrer bemalten Körper, die Idee der Traumzeit und die damit einhergehende Poesie, die extreme Komplexität ihrer Gesellschaft, neben der die des kaiserlichen Hofes in Japan verblaßt, die geheimnisvolle geistige Kodierung ihrer Malereien und das Wissen, daß diese nomadische Gemeinschaft so undenkbar lang unberührt in einer aus ewiger Luft bestehenden Zeitblase existiert hat, all das in Verbindung mit der Zerstörung dieser Kultur, die man in Australien täglich an den verlorenen, umherirrenden, betrunkenen Gestalten beobachten kann, die zu nichts und niemandem zu gehören scheinen, all das läßt einen nicht mehr los von dem Augenblick an, da man ankommt.

Nun habe ich aber vorgegriffen. Orion ist verblaßt, verschwunden, er ist noch da, aber ich sehe ihn nicht mehr. Das macht nichts, ich werde ihn auf dieser Reise fast täglich sehen, immer auf dem Kopf, immer er selbst, unterwegs mit seinen blinden Schritten über der Wüste, über einer Lichtung im tropischen Regenwald. Ich werde jetzt gleich landen und den heiteren Frieden von hier oben vertauschen mit dem Anek-

dotischen der Ankunft. Alle sind müde, gereizt, angespannt. Zoll, Paßkontrolle, alles, bis hin zu den Aufschriften im Flughafen, wirkt plötzlich englisch und damit enttäuschend, zu alltäglich, zu wenig fremd, das kenne ich schon. Auch draußen sieht es aus wie irgendwo in England. Linksverkehr, Backsteinhäuser, gezähmte Landschaft, der Klang der Sprache.

Eine Stunde später sitze ich in einem ruhigen Hotelzimmer und sehe mir eine rudimentäre Karte von Sydney an. Grün bedeutet wie immer Parks und Gärten, Blau Wasser, Hellrosa die bebaute Fläche. Ich suche die Botany Bay, kann sie aber nicht finden. 1770 war James Cook dort gelandet und hatte den Ort für geeignet befunden, ihn zu besiedeln. 1788 war es soweit. Zu diesem Zeitpunkt landen die Schiffe der *First Fleet* mit 1044 Menschen, darunter 568 straffälligen und verurteilten Männer, 191 Frauen. Die Reise hatte eine Ewigkeit gedauert, hatte über Rio de Janeiro geführt, durch die ganze Welt. Verurteilte, *convicts*. Dabei habe ich immer an Verbrecher gedacht, doch inzwischen weiß ich es besser. Zu jener Zeit stand in England auf 160 Vergehen die Todesstrafe. Wenn alles ein Verbrechen ist, hat man zu viele Gefangene. Der Diebstahl von Schuhschnallen konnte einem bereits sieben Jahre Verbannung eintragen.

Die Lage in England war schlecht. Der Kolonialkrieg mit Amerika war verloren, aufgrund der politischen Vorbehalte gegen die Sklaverei konnten die Gefangenen nicht mehr nach Amerika verschickt und, wie

bisher, durch Zwischenhändler an Plantagenbesitzer verkauft werden, es gab Hunger, man fürchtete Aufstände, und am anderen Ende der Welt lag ein »Neu-Holland«, eine Insel, so groß wie ein Kontinent, so leer wie eine unbeschriebene Landkarte, selbst Cook hatte lediglich ihre Umrisse berührt. Dorthin fuhren nun die Schiffe mit den Verbannten, den Huren, den armen Schluckern, die nichts als ein Brot gestohlen hatten, und dem echten Gesindel. In London lachte man über die Vorstellung einer Kolonie von Dieben. Von den Aborigines wußte man nicht viel mehr, als daß Cook sie gesehen hatte. Er hatte sie aber nicht nur gesehen, sondern auch bewundert.

»Manchen«, schrieb er, »mögen sie als die elendsten Menschen auf Erden erscheinen, doch in Wirklichkeit sind sie weit glücklicher als wir Europäer; weil sie nichts von den überflüssigen, uns aber so notwendigen Annehmlichkeiten wissen, auf die wir in Europa so versessen sind, berührt es sie nicht weiter, daß sie sie nicht kennen. Sie leben in einer Ruhe, die nicht durch Ungleichheit gestört wird: Nach ihren eigenen Worten liefern Erde und Meer ihnen alles, was ein Mensch braucht, um leben zu können; sie haben keinerlei Verlangen nach prachtvollen Häusern, allen möglichen Dingen et cetera, sie leben in einem wundervollen und angenehmen Klima und in gesunder Luft, so daß sie kaum Kleidung benötigen, denn diejenigen, denen wir Kleidung gegeben hatten, ließen sie achtlos am Strand oder im Wald zurück als etwas,

das sie nicht brauchten. Kurz gesagt, sie schienen allem, was wir ihnen gaben, keinen Wert beizumessen und wollten auch nichts von ihrem Besitz im Tausch gegen etwas hergeben, das wir ihnen geben wollten, was meiner Meinung nach bedeutet, daß sie der Ansicht sind, alles, was im Leben vonnöten ist, bereits zu besitzen, so daß sie kein Verlangen nach Dingen haben, die überflüssig sind.«

Im blauen Netz der Wasserwege habe ich inzwischen die Botany Bay gefunden. Sie liegt südlich des Ortes, an dem ich gerade bin. Am 13. Mai 1787 war die Flotte mit den Gefangenen ausgelaufen, am 26. Januar des darauffolgenden Jahres, mitten im australischen Sommer, lagen endlich alle Schiffe vor Anker in der Botany Bay. Die gleiche Reise dauert jetzt etwa siebenundzwanzig Stunden, dumm blicke ich auf die Karte, die blauen Meeresbuchten, die grünen Landungen. In meinem Kopf läuft ein Cinerama ab, ich versuche mir auch die Gerüche dazu vorzustellen. Was dachten diese Menschen? Losgerissen aus ihrer Umgebung, fast ein Jahr lang unterwegs auf ein paar beengten Schiffen. Jetzt das fremde Südland vor ihnen, *terra australis incognita*, still, leer, die Konturen von etwas Verborgenenem, ihrem neuen Leben, wenn gleich einem, in dem sie nach wie vor Sträflinge sein würden, Gefangene, Unterschicht.

Karten bekommen etwas Albernes, wenn man sie so betrachtet, und dieser Eindruck von Albernheit wird

sich in den kommenden Tagen noch verstärken, weil ich zwischen all den Häusern, Wolkenkratzern, Fähren, Brücken, Kriegsschiffen, Villen, Namen immer noch an diesen Beginn vor zweihundert Jahren denken muß. Was heute einen Namen hat, hatte damals noch keinen, was dort lag, war *Natur*, Land, Landschaft, die sich vorschrieb als Umgebung, als Schicksal. Alles muß fremd gewesen sein, die Bäume, die Gerüche, das Unangetastete, das Unbewohnte. Es war möglicherweise das letzte Mal in der Weltgeschichte, daß so etwas passierte, und der Gedanke ist unwiderstehlich: Das ist nie mehr möglich. Selbst wenn Menschen irgendwann den Mond besiedeln sollten – er ist längst *gesehen*, kartiert worden.

Wo aber ist hier, im Südland, die Quelle der Flüsse? Wo wohnen die Bewohner, die nicht wohnen, sondern über das endlose Land ziehen – Volk in Bewegung? Was liegt hinter den Bergen? In den nachfolgenden Jahrzehnten werden die Neuankömmlinge alles »entdecken«, was die Aborigines in vierzigtausend Jahren gefunden und unverändert gelassen hatten. Keine Tempel, keine Pyramiden, keine Städte, lediglich Zeichen einer buchstäblich oberflächlichen Anwesenheit, Malereien auf Felswänden, Gegenstände, Spuren von Pfaden durch die leere Landschaft, die zweihundert Jahre danach noch immer nicht voll ist, nicht fertig, denn auch heute noch benennen die neuen Namen ungeheure Leeren, tagelang kann man reisen und kaum einen Menschen sehen.

Doch soweit bin ich noch nicht, noch habe ich nur meine Verwunderung, das Gefühl, mit dem ich hinausgehe, die Straße entlanggehe, jemand, der ein wenig herumspaziert, der einen Hügel hinunterschlen- dert, Kriegsschiffe sieht, festgemacht an einem Kai, dann das Wasser erblickt, das auf der Karte so blau ist, einen Hügel, grüner als grün, der langsam aufwärts- kriecht, eine bernsteinfarbene Kathedrale, die genau- sogut in England stehen könnte, eine Stadt in der Ferne; und der dann wieder einem Weg folgt hinun- ter in den Hafen mitten in der Stadt, den Ort, den der erste Gouverneur, Arthur Phillip, zur Besiedlung aussuchte, vierzehn Meilen von Botany Bay entfernt, da es ihm dort nicht gefallen hatte. Damals Port Jack- son, Sydney Cove, heute einfach Sydney, eine Millio- nenstadt an hundert Buchten, lebhaft, eine Metropole am anderen Ende der Welt, klare Seeluft durchweht sie, berührt die Nachkömmlinge, die erst zweihun- dert Jahre alten Neuankömmlinge, die Südländer. Wer Geschichte sehen will, sieht sie immer, sieht un- ter dem Asphalt das eben erst betretene Land, sieht die hohen Segelschiffe im Hafen, sieht in den Gebäu- den, die jetzt da stehen, die »alten« Gebäude, versteht, warum die Neuankömmlinge nicht anders konnten, als ihr Ursprungsland neu zu erbauen. Sie brachten ihre Herkunft mit, und was sie errichteten, sah aus wie eine Kulisse, eine Nachbildung dessen, was sie hinter sich gelassen hatten. Erst später sollte eine eige- ne Formensprache entstehen. Sie setzten ihre Back-

steinbauten zwischen Menschen, die in all den Zehntausenden von Jahren nie etwas erbaut hatten, weil sie es nicht wollten, sie pflanzten ihr Getreide und ihre Nutzpflanzen neben Menschen an, die während dieser ganzen Zeit nie etwas angebaut hatten, weil sie es nicht brauchten. Damit verdrängten sie die Aborigines aus dem Erbauten, Angebauten, mit der Folge, daß diese sich zurückzogen, verschwanden, umherstreiften, sich anderswo aufhielten, sichtbar unsichtbar. Paradoxerweise halfen die Vertriebenen jedoch den Neuankömmlingen, zeigten ihnen Wasserläufe, lehrten sie Spuren zu lesen, machten sie mit den Landschaften vertraut und besiegelten damit ihre eigene Vertreibung. Wo ich jetzt bin, sind sie nicht mehr, es sei denn als Ausnahme, unvermittelte, sehr sichtbare Erscheinungen in der Menge. Und diese Menge? Weil ich hier noch nicht lange genug bin und vielleicht auch, weil ich kein Engländer bin, kommt sie mir englisch vor. Ein Engländer würde eher die Unterschiede sehen. Die kann ich eigentlich nur hören: Es ist ein anderes, rauheres Englisch, ähnlich dem Cockney, vielleicht ist es aber auch nur wilder, freier, weniger maniert als manches andere Englisch. Ein Engländer wird hier als *pom* bezeichnet, das klingt nicht gerade schmeichelhaft, aber auch nicht böse. Was ich an Englischem zu sehen meine, ergibt sich aus dem Zusammenhang: Angesichts einer Statue von Königin Victoria und auf der linken Straßenseite fahrender Autos gehen die Assoziationen ihre

eigenen Wege. Vietnamesen, Sikhs, Griechen, Italiener, Japaner, natürlich, aber das wäre auch in London nicht ungewöhnlich.

Ich bin der Meinung, nach Süden zu gehen, doch sowohl der Karte nach als auch in Wirklichkeit gehe ich nach Norden. In einem Schaufenster sehe ich die auf den Kopf gestellte Welt: eine Weltkarte, auf der Australien oben liegt, *on top*. Warum nicht? Was ist oben und unten auf einer sich drehenden Kugel? Meine Intelligenz reicht nicht aus, um zu erschließen, ob ich gemäß der Wahrheit dieser Karte nun nach Süden oder nach Norden gehe, jedenfalls bewege ich mich Richtung Circular Quay, zum Wasser, wo die Oper liegen muß und wo die Fähren ablegen. Ich bin geflogen, jetzt will ich mit dem Schiff fahren.

Schon von weitem sehe ich die Oper. Manche Gebäude lassen einen erstarren. *He froze in his tracks* heißt das in Abenteuerromanen, und genau so ist es. Ich bleibe stehen, in meinen Spuren angefroren. Hundertmal habe ich dieses Gebäude auf Fotos gesehen, ich kannte es doch schon? Doch nun ist es Raum geworden, hat sich aus der Fläche des Fotos herausgemeißelt und steht jetzt mit geblähten Segeln und Flügeln da. Ein Schwan, habe ich gehört, ein Segelboot, doch das Segeltuch, die Flügel sind aus glänzendem weißem Stein, ich kann ihn anfassen, nachdem ich herangetreten bin. Dies ist eine Akropolis für kommende Jahrhunderte, ein mythisches Gebäude,

eine *Person*. Eine Mönchskapuze hinter der anderen, eine teuflische Unregelmäßigkeit, die schön wirkt; es schwimmt und fliegt, es ist ein Zwitter, eine Amphibie, die auch noch davonschweben könnte, ich umkreise es mit der Begierde des Anbeters. Mich endlich von ihm loszureißen gelingt mir nur, weil ich beschließe, es noch einmal, und zwar vom Wasser aus, zu betrachten.

Die Fähre liegt stampfend und wogend am Kai, der Wind ist wild. September, Frühjahrsbeginn. Alle haben die Füße auf die Reling gestützt, als wir wegfahren, sehe ich hinter mir immer mehr Wolkenkratzer. Kais, andere schaukelnde Schiffe, das Wasser unruhig, Möwen, Segler, Schlepper, eine Stadt am Meer. Die Oper hat die Visiere hochgeschoben, im Gegenlicht ist das Gesicht unter den spitzen, glänzenden Helmen ein gefräßiger blinder Fleck, ein Maul, imstande, die leichtsinnigen Segelboote, die an ihm vorbeigleiten, zu verschlingen.

Meine Karte nennt Namen am Wasser, an den Ufern, Parramatta River, Goat Island, Kirribilli Point, Woolloomooloo Bay, und ich koste die Wörter, bittersüß – süß wegen des Klangs, bitter wegen jener, die diese Namen erdacht haben und jetzt nicht mehr hier leben. Der Klang ihrer Sprache durfte als exotische Erinnerung bleiben, als Ausschmückung der Gegenwart, Versüßung der Vergangenheit. Neben mir sitzt ein winziger Teenager, die schmalen Füße in chinesischen